

Nr. 286 Bydgoszcz / Bromberg, 15. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Victoria, die aufgepeitschte Stadt, hat kaum Platz für die neue Überraschung. Zwischen die Bilder der beiden Prätendenten Portez Gil und Porfirio Legueiro zwängt sich ein riesiger Anschlag. „Großes Wohltätigkeitsfest im Teatro Nacional zugunsten der verunglückten Bergleute von Huirtla." Und unter anderem in großen roten Lettern: „Der Star Tampicos, die Tänzerin Estrellita, la Azteka, tanzt mit ihrer Truppe altindische Opfertänze."

Der riesige Saal des Theaters ist bis zum letzten Plätzchen gefüllt. Alles, was Rang, Namen und Einfluß hat, ist vertreten. In einer Loge bei der Bühne sitzt ein eleganter, schlanker Herr mit markanten Zügen. Noch ist der Vorhang geschlossen, noch wendet sich alle Aufmerksamkeit ihm zu. Es ist Portez Gil, der kommende Gouverneur von Tamaulipas.

Endlich verdunkelt sich der Saal, das bunte Band des Programms rollt vor den begeisterten Zuschauern vorbei. Estrellita, der Glanzpunkt des Abends ist die letzte Nummer. Eine Pause vor ihrem Auftreten erhöht noch die Spannung der Menge. Der Vorhang rauscht hoch.

Ein Steinaltar steht in der Mitte der Bühne. Vom Hintergrund leuchtet das schneeweiße Schloß der Azteken. Gebeugte Priestergestalten in purpurroten Gewändern schreiten im Takt einer eintönigen, leisen Musik um den Opferstein, sprengen aus goldenen Gefäßen Blut in die lodernden Flammen und über die kniende Menge, die den geweihten Boden mit der Stirne berührt. Der Oberpriester bleibt mit beschwörend erhobenen Händen vor dem Altar stehen, fremde, unverständliche Worte überschreien das Murmeln der Menge. Hoch lodert die Flamme auf und verlischt. Ein Blitz fährt grell über die Bühne, in tosendem Donner spaltet sich der Stein und gebiert die neue Sonnenjungfrau. Ein grellweißer Lichtkegel, die Sonne, die ihre Tänzerin begrüßt, greift nach der Gestalt. Kaum verhüllt, mit hocherhobenen Armen, mit geschlossenen, wie schlafenden Augen steht das Sonnenkind reglos wie eine Säule. Dann, mit der aufrauschenden Musik kommt sie, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, nach vorne. Und jetzt tanzt sie. Tanzt mit bloßen Füßen den Opfertanz. Noch sind ihre Augen geschlossen, noch scheint ihr Tanz unwirklich. Ein greller Beckenschlag läßt sie scheinbar erwachen. Wie erschreckt sieht sie die Welt um sich, fühlt das Leben in sich. Und nun tanzt ihr Blut. Jauchzt auf wie eine Flamme, läßt ihren Körper jubeln und weinen.

Totenstille ist im Saal, man wagt kaum zu atmen. Alle Blicke hängen an der Tänzerin; nur wenige bemerken, wie sich aus dem anbetenden Volk um sie drei Köpfe heben. Fast gleichzeitig zucken drei Flammenstrahlen aus dem Halbdunkel gegen die Loge, in der Portez Gil sitzt. Der Knall ertrinkt fast im rasenden Paukenwirbel der Begleitmusik. Mit einem Schlag verlischt das Licht im Orchesterraum, jäh bricht die Musik ab, im Lichtkegel der Bühne, der grell in die Finsternis sticht, steht erstarrt Estrellita, Entsetzen in den Augen, einen lautlosen Schrei auf den weitgeöffneten Lippen. Aus den vorderen Logen, von den ersten Parkettreihen blitzen die Mündungsfeuer der Pistolen gegen die Bühne. Hysterisches Kreischen zerreißt den Bann, der die Menge lähmt. Rufe des Entsetzens werden laut, Verwundete schreien, Sitze klappen dröhnend zurück, stoßend, brüllend, alles niedertretend, wälzt sich die Menge zu den Ausgängen. Eine Gestalt schleudert sich wie ein Panther über den breiten Orchesterraum, springt in den Lichtkegel, umfaßt Estrellita, die aufstöhnend zusammensinkt, nimmt sie in die Arme, will sie wegtragen. Ein schwarzer Menschenknäuel quillt aus der Kulisse, verstellt ihnen den Weg. „Platz! Platz!" brüllt Frank, aber die Mauer weicht nicht. Zwei-, dreimal blitzt die Pistole in seiner Hand, dann fühlt er einen Schlag und bricht mit seiner Last bewußtlos zusammen.

•

Diese Nacht, in der die Stadt Victoria durch den Anschlag auf Portez Gil und die Panik im Teatro Nacional erbebte, war auch für das Kampf Tantajuca eine schlaflose Nacht. Luise hatte schon längst das Abendessen weggeräumt, nicht ohne mißbilligend festzustellen, daß es kaum berührt war.

Um den leeren Tisch saßen drei Männer, Gus Jensen, Vic Kroll und Mister Hopman, ein Geologe der Huesteca Company, den Jensen aus Tampico hatte kommen lassen. Er hielt sonst nicht viel von Geologen, vertraute viel mehr seiner Erfahrung und seinem Fingerspitzengefühl, aber diese Bohrung hatte Ereignisse gebracht, denen er sich allein nicht gewachsen fühlte. Bei 2800 Fuß war der Bohrer auf Ölsand gestoßen, das ganze Kamp war in fieberhafter Spannung gewesen, die Verschalung war auszementiert worden, die Tanks standen bereit zur Aufnahme des sicher erwarteten Öls. Vorsichtig hatte sich der Bohrer durch den Zementblock durchgearbeitet, die Gestängeröhren waren durchgewaschen und mit reinem Wasser gefüllt als Gegengewicht gegen den Druck der Ölgase. Von Minute zu Minute wartete man auf das Heraufgurgeln der Ölgase, das erste Anzeichen, daß der Bohrer bis zum Ölfeld vorgedrungen sei. Doch das Erwartete trat nicht ein. Im Gegenteil. Unter dem Zement war der Bohrer zwar auf eine dünne Schicht Ölschlamm gestoßen, dann aber plötzlich unerwarteterweise auf harten Kalkstein.

„Es besteht immer noch eine geringe Hoffnung, daß wir unter dieser Kalkschicht auf Öl stoßen", beruhigt der Geologe den verzweifelten Gus, der, den Kopf in die Hände vergraben, auf den Tisch stiert.

„Ich glaube es nicht mehr, Mister Hopman! Meines Wissens gibt es keinen fündigen Brunnen in Mexiko, der

tiefer als dreitausend Fuß wäre. Und wir sind schon bei dreitausendreihundert."

„Aber vergessen Sie nicht, Sie bohren auf vollkommenem Neuland. Keine Einstichstelle der bisherigen Brunnen liegt so hoch über dem Meer wie die Ihres Brunnens. Und dann sind wir hier am Bruchrand eines ehemals wulkanischen Gebirges. Es ist theoretisch ganz leicht möglich, daß sich in die breite Ölsandschicht, die den eigentlichen Ölsee überlagert, durch erdgeschichtliche oder vulkanische Veränderungen eine Kalkzunge eingeschoben hat, welche den Ölsand in zwei Teile spaltet. Auf den oberen schmäleren Teil sind wir ja gestoßen und nun bohren wir uns durch den Kalkriegel durch."

„Stimmt, stimmt, Mister Hopman. Irgendwo unter dieser verdammten Kalkschicht wird schon Öl sein. Aber wie tief? Wie stark ist dieser Kalkriegel? Darum handelt es sich! Er kann ja auch tausend Meter stark sein und kann sich über unser ganzes Pachtland erstrecken, so daß auch eine Bohrung an anderer Stelle aussichtslos ist."

„Das entzieht sich natürlich meiner Kenntnis. Theoretisch . . ."

„Ach, zur Hölle mit Ihrer Theorie!"

Mr. Hopman zuckt ein wenig gekränkt und ein wenig mitleidig die Achseln und steht auf. Er trägt dem Ölmann seinen Wutausbruch nicht weiter nach, er weiß, daß diese Tage, die zwischen Erwartung und Enttäuschung schwanken, unerhörte Anforderungen an die Nerven stellen. Besonders bei einem jungen Unternehmen, wie die Dodson Company, bei der ein Mißerfolg des ersten Brunnens über Sein oder Nichtsein entscheiden kann.

„Kommen Sie mit mir, Mister Kroll", wendet er sich an den schweigsamen Dritten, „schauen wir nach, was es Neues gibt."

Die Tür des Bongalows schließt sich hinter den beiden, sie stehen in der Finsternis, aus der das Licht der starken Lampen das Bild des Brunnens herausschält. Während sie wortlos mit müden Schritten sich dem Bohrturm nähern, erinnert sich Vic an ein ähnliches Bild, an eine ähnliche Stunde. Damals bei Panuco; damals war Frank neben ihm gegangen und der Schatten der ersten groen Enttäuschung war auf sie gefallen. Frank, Frank! Der Name zuckt durch sein Gehirn, ohne Gestalt, ohne Form anzunehmen. Vic möchte sich zwingen, an ihn zu denken, aber in seinem Blut ist das Hämmern und Stampfen der Maschinen, die das Öl suchen und seine Gedanken sind eingemauert in dem eisernen Rohr, das in die Erde eindringt. Für anderes ist kein Platz in seinem Hirn und der Gedanke „Frank" huscht vorüber wie ein eiliger Nachtvogel.

Die beiden stehen vor dem Turm und starren auf den Drehtisch, der sich langsam und knirschend bewegt. „Stört Sie dieses ewige Stampfen und Rattern nicht?" fragt der Geologe, um etwas zu sagen.

Mit verständnislosen, geröteten Augen schaut ihn Vic an. „Welches Stampfen und Rattern? Ach, von den Maschinen, meinen Sie? Das höre ich gar nicht mehr!" sagt er und ist selbst zum erstenmal erstaunt darüber. Er bemüht sich vergebens, sich ein Leben ohne dieses lärmende Geräusch vorzustellen, das ihm so selbstverständlich geworden ist wie sein Herzschlag. Dodson hat recht gehabt, es ist ein Glücksspiel, das alles andere vergessen läßt. Ein Spiel, dessen Einsatz all das ist, was das Leben wertvoll und lebenswert macht: Gesundheit, Freundschaft, Zufriedenheit, Reichtum. Noch steht der Einsatz, noch rollt die Kugel zögernd, unberechenbar um das Brett. Noch ist die Möglichkeit, alles zu gewinnen, aber auch alles zu verlieren.

Ein überraschter Ruf des Tooldressers läßt Vic plötzlich aus seinen grauen Träumen erwachen. Mit blinzelnden Augen sieht er den Driller von der Plattform herunterhasten; eine mächtige, weiße Dampfwolke quillt zischend und pfeifend aus dem Ventil der Lokomobile. Der Dampfdruck fällt rapid, trotzdem wird die Drehung des Rotarytisches immer rascher, sausen die Ketten wie flirrende Blitze durch die Luft. „Abschalten!" schreit der Driller; ein Hebel dreht sich, die Ketten und der Bohrer stehen still.

„Was ist geschehen? Ein Unfall?"

Kein Mensch gibt ihm Antwort. In den Gesichtern liegt atemlose Spannung.

„So reden Sie doch!" Vic packt den Tooldresser bei den Schultern, „ist etwas hinuntergefallen oder ist die Maschine in Unordnung?"

Der Mann schaut über die Schulter: „Alles in Ordnung! Ich glaube, wir sind durch, durch diesen verdammten Riegel. Der Widerstand da unten hat plötzlich nachgelassen, so daß ich allen Dampf wegnehmen mußte, u mdie Ketten nicht zu zerreißen."

„Und — und sind wir wieder auf Ölsand gestoßen?" stammelt Vic.

„Das werden wir sehen, wenn die Proben hochkommen."

Die drei Männer beugen sich zur Erde, greifen mit beiden Händen in die zähe, grauschwarze Masse, die der Schöpfer aus dem Innern der Erde geholt hat. „Ölsand!" sagt eine vor Erregung rauhe Stimme.

„Ölsand!" jauchzen die drei Männer. „Ölsand!" brüllt es aus Vics Mund, läuft der erlösende Ruf vor ihm her, wie er dem Bungalow zurennt.

*

Gus und Luise sind allein im Bungalow zurückgeblieben. Luise wirft sorgsam ein Tuch über den Käfig Loritos, schiebt wortlos dem Herrn Direktor ein Glas und die Whiskyflasche zu. Gus sieht erstaunt auf, denn der Schlüssel zum Alkoholschrank kommt nur in den seltensten Fällen zur Anwendung. Er stellt gerührt fest, daß Luise damit seine geheimsten Wünsche erfüllt.

„Haben Sie noch etwas für mich zu schreiben, Herr Jensen?"

„Nein, ich danke Ihnen Fräulein Luise, heute nichts mehr. Aber vielleicht morgen oder übermorgen einen langen Brief."

„Gute Nacht, Herr Jensen!"

„Halt, halt, nicht so eilig!" Er trinkt gemächlich ein zweites Glas Whisky aus. „Wollen Sie denn gar nicht wissen, an wen dieser schwerwiegende Brief gehen wird? An Mister Collins nach Tampico! Ich werde ihn bitten, mich wieder bei der Huesteca aufzunehmen und mir die Stelle als Manager in Venezuela zu geben."

„Ja, ist denn die Sache hier wirklich ganz hoffnungslos?"

‚Beinahe; ich halte nichts mehr davon. Bleiben Sie ein wenig bei mir! Dienstlicher Befehl, ich brauche Gesellschaft, schlafen kann ich heute nicht!"

Luise holt gehorsam ihren Nähkorb und setzt sich neben ihn.

„Ich habe natürlich auch an Sie gedacht", fängt Gus nach dem dritten Glas wieder an, „ich werde trachten, daß die Huesteca auch Sie übernimmt."

„Kann ich dann mit Ihnen nach Venezuela gehen?"

Gus findet nicht gleich eine Antwort. Eine heiße Blutwelle steigt in ihm auf.

Luise hat den Kopf gesenkt und lenkt ihre kleine, silberne Schere in krausen Linien durch einen Leinenstoff. Die Hände Jensens wollen schon nach ihrem Kopf greifen, aber mit einem Lächeln läßt er sie wieder sinken: „Fräulein Luise, legen Sie bitte die Schere weg!"

Sie tut es, schaut fragend auf, fühlt zwei Arme um ihre Schultern und wehrt sich nicht gegen die borstigen Lippen, die ihren Mund suchen.

„Natürlich kannst du mitkommen, aber nur als _ au Jensen!"

Draußen im Busch stapfen und lärmen die Lokomobilen — die beiden hören es nicht. Draußen zischt der Dampf aus den Ventilen — die beiden hören es nicht. Draußen erlischt wie mit einem Schlag der seit Wocher gewohnte Lärm — sie merken nichts davon. Draußen stehen vier Männer in atemloser Spannung über das Bohrloch gebeugt — sie wissen nichts davon. Die Welt des Öls, die ganze Welt ist versunken um sie.

Bis ein Körper gegen die Tür des Hauses kracht, eine kratzende Hand die Klinke sucht, ein fahles, kotbeschmiertes Gesicht in der Türöffnung erscheint, ein keuchender, atemloser Mund ihnen entgegenschreit: „Ölsand! Wir sind durch!"

(Schluß folgt.)

Treibhaus und Pelzhandlung schließen Frieden.

Ein Histörchen, erzählt von Karl Alexander Prusz.

Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg vermählte 1474 seine Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich von Glogau. Nicht lange durfte das junge Paar sich seines Glücks erfreuen denn an den Grenzen des Landes entbrannte ein wilder Krieg. Ladislaus von Böhmen hatte seinen Vater, König Kasimir von Polen, gegen Matthias Corvin von Ungarn zu Hilfe gerufen.

Kurfürst Albrecht Achilles, der sich um seine Tochter sorgte, gab deshalb seinem Sohn, dem Kronprinzen Johann, den Auftrag, mit Kasimir und Matthias ein vernünftiges Wörtlein zu reden. Um einem solchen den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, machte Johann 2000 Reiter mobil, reiste in ihrer Begleitung in die verschiedenen Feldlager der Ungarn und Polen und erklärte ihren Königen mit der größten Liebenswürdigkeit, er würde mit seinen Reitern zu dem Feinde dessen stoßen, der auf eine Verständigung nicht einginge. Die 2000 schwerbewaffneten und gepanzerten Reiter wirkten. Corvin und Kasimir sagten ihre Anwesenheit bei der vorgeschlagenen Zusammenkunft zu.

Allerdings machte diese Zusammenkunft beiden Herrschern gewaltige Sorgen. „Niemals werde ich mich vor dem Kerl, dem Ungarn, verneigen!“ schrie Kasimir. „Niemals werde ich mein Haupt vor dem Polen entblößen!“ brüllte Matthias.

Kasimir versammelte die Großen seiner Krone zur Beratung um sich. Sie sollten darüber nachdenken, wie er einer Verbeugung aus dem Wege gehen könnte. Sie kamen, die Grafen und Barone, die Woiwoden und Starosten — unter ihnen der Woiwode von Plozk. Alle verneigten sich ehrerbietig vor dem König, nur der Plozker nicht. Der war zu dick dazu.

„Ich hab's!“ rief Kasimir. „Ich hab's!“

„Was haben Eure Majestät?“ fragte man rechts und links.

„Was ich euch fragen wollte hat mir der Plozker bereits beantwortet. Freut euch: der Ungar wird sich vor mir verneigen, doch ich nicht vor ihm!“

Kopfschüttelnd zogen die Starosten und Woiwoden wieder ab. Sie drängten sich um den Plocker. Doch der hatte keine Ahnung, was er seinem König für einen Rat gegeben. Aber er war Diplomat genug, geheimnisvoll zu lächeln und dabei den dicken Zeigefinger auf den Mund zu legen.

Gleichzeitig zerbrach sich Corvin den Kopf, wie er vor Kasimir den Gruß vermeide. „Ich soll meine Mütze vor dem dicken Weinfaß lüften? Ich denke nicht daran! Aber wie läßt sich das umgehen?“ überlegte er. Auch die um ihn versammelten Magnaten überlegten.

Ohne einen Ausweg gefunden zu haben, ging Corvin am Abend seufzend ins Bett. Teilnahmsvoll erkundigte sich sein Kammerdiener nach dem Grund seines Kummers.

„Du wirst mir auch nicht raten können, Stefan! Ich werde mit meinem polnischen Vetter, dem Weinfaß, zusammenkommen müssen und will dabei den Kalpak nicht abnehmen, verstehst du?

„Dann setzen Eure Majestät den Kalpak doch gar nicht erst auf.“

„Kerl, du bist schlauer als der ganze Staatsrat — aber das Ding hat einen Haken: Trete ich mit bloßem Haupt auf, erscheine ich geringer als der Pole mit der viereckigen Mütze und dem hohen Reiherstutz.“

„Nein, Herr, das geht auf keinen Fall“, versicherte der Kammerdiener, „denn Ihr seid viel mehr als der Jagiellone. — Wie wäre es denn damit?“ . . . Und Stefan griff in die Tasche und zeigte ein Geldstück vor, auf dem der Kopf des Königs mit einem Lorbeerkranz umgeben war. „Ist das nicht die weiseste Kopfbedeckung?“

*

So vergnügt waren beide Fürsten, daß sie den Tag der Zusammenkunft kaum erwarten konnten. Sie fand im Dorf Mocker bei Breslau statt. Dafür war eigens eine Holzhütte gebaut worden. Jeder durfte nur wenige unbewaffnete Personen mitbringen. Das Dorf selbst hielten die kurbrandenburgischen Reiter besetzt.

Punkt zwölf Uhr mittags schmetterten die Trompeten, und die gegenüberliegenden Türen der Festhalle öffneten sich.

„Was ist denn das?“ fragte Kurprinz Johann, der die Zusammenkunft leitete, zu seinem Kanzler v. Rochow. „Ist Kasimir nicht zehnmal so dick wie sonst?“

„Er hat zwölf Pelze übereinandergezogen“, flüsterte der Kanzler zurück.

Nicht minder komisch war das Bild, das der Ungar bot. Zwar saß ihm der Dolman knapp am Leibe, doch sein Schädel verschwand unter einer Fülle von Lorbeerblättern.

Feierlichen Schrittes nahten die Fürsten einander. Dann blieben sie stehen. Kasimir verneigte sich nicht, das war unmöglich — wegen der vielen Pelze. Er grüßte, indem er seine viereckige Mütze mit dem Reiherstutz lüftete.

Matthias hingegen verneigte sich leicht; zog jedoch keine Kopfbedeckung vom Haupt, denn er hatte sich ja einen Riesenlorbeerkranz auf den Kopf gestülpt. Das war auch unmöglich.

Die beiden schauten sich in die Augen und brachen in ein unbändiges Gelächter aus. — „Vetter! Habt Ihr denn die Wassersucht?!“ — „Und Ihr habt ja einen ganzen Lorbeerwald auf dem Kopf!“

Dieser Augenblick war zur Versöhnung günstig. Kurprinz Johann ergriff beider Hände, sprach zu ihnen vom Frieden. Gleichzeitig ein Wink zum Kanzler Rochow. Die Vorhänge glitten von den Fenstern der Halle. Mit blitzendem Harnisch und mit gezückten Schwertern zeigten sich auf der großen Wiese die kurbrandenburgischen Reiter. Solch energischem Zureden unter so vielerlei günstigen Umständen mußten Kasimir und Matthias sich beugen, und so kam 1476 der Friede zustande zwischen dem „Treibhaus“ und der „Pelzhandlung“.

Das weiße Yogi vom Himalaja.

Eine indische Forschungsexpedition entdeckt das „Hochtal der glücklichen Menschen“.

Englische Reisende berichten über ein seltsames Abenteuer indischer Hochgebirgsforscher im östlichen Himalajagebiet.

Der Himalaja, das höchste Gebirge der Welt, übt wegen seiner unbezwungenen Gipfel und unerschlossenen Geheimnisse noch immer die höchste Anziehungskraft auf Bergsteiger und Naturforscher der ganzen Erde aus. In neuester Zeit widmen sich auch die Hindus eifriger als ehedem der Erforschung des „Schneehelms“, der den nördlichen Grenzwall Indiens bildet. In Neu-Delhi wirkt dafür der Indische Himalaja-Klub, der alljährlich Expeditionen vor allem zur Erforschung der überaus reichen Pflanzenwelt in den alpinen Hochtälern ausrüstet.

In diesem Herbst zog im Auftrag des Klubs dessen Sekretär, der Inder G. D. Jeshi mit fünf anderen Klubmitgliedern auf eine längere Entdeckungsfahrt nach dem östlichen Himalajamassiv. Ungefährdet gelangten die Bergwanderer in die hochalpine Zone. Sie stiegen bis in die Höhe von 22 000 Fuß. Nicht weit von dem Manas Sarabar-Gipfel verloren sie den Weg. Tagelang streiften sie unter mancherlei Beschwerden umher. Schließlich fanden sie einen engen, versteckten Hochpaß, der auf keiner der bisherigen Karten verzeichnet war. Nach einer Wanderung von wenigen Stunden tat sich unversehens vor ihnen ein weiträumiges Hochtal auf, allerseits umgeben von steilen Bergwänden, bedeckt mit herrlichen Wiesengründen, auf denen eine reiche Fülle farbenprächtiger und nie gesehener Blumen prangten.

Es dauerte nicht lange, und die Reisenden waren zu ihrem Erstaunen umringt von Männern, Frauen und Kindern. Es waren Bhutias, Angehörige jenes indisch-tibetanischen Mischvolkes, das die Höhen des östlichen Himalajas bewohnt. Sie waren samt und sonders nackt und zeigten gleichermaßen Verwunderung und Freude über die plötzlichen Ankömmlinge. Diesen wurde sehr freundlich begegnet. Sie wurden in die Mitte des Tals geführt, wo

ein aus primitiven Hütten bestehendes kleines Dorf sichtbar wurde. Dort brachte man sie zu dem Oberhaupt der weltverlorenen Siedlung.

Die „Eindringlinge" sahen sich einem hochgewachsenen würdevollen Mann gegenüber. Ihre Verblüffung kannte keine Grenzen, als sie gewahr wurden, daß der „Weiße Yogi", wie ihn die Talbewohner nannten, seiner ganzen Erscheinung nach tatsächlich ein Weißer, ein Europäer war. Diese Erkenntnis bestätigte sich vollends, als der „Weiße Yogi" die Ankömmlinge in englischer Sprache begrüßte. Es entspann sich eine angeregte Unterhaltung, aber es gelang den Reisenden nicht, irgend welche genaueren Aufschlüsse über die Herkunft und Geschichte des seltsamen „Weißen Yogi" zu erhalten. Er sagte nur, er sei bereits über hundert Jahre alt, kenne mehr als hundert Sprachen und habe sich seit fünf Vierteljahrhunderten der hohen Yogalehre verschrieben.

Später hörten die Inder, daß der „Weiße Yogi" vor fünfzig Jahren mit wenigen Anhängern nach den Höhen des Himalaja gezogen sei und sich in dem ganz von der Außenwelt abgeschiedenen Tal niedergelassen habe. Er und die Seinen führen dort ein friedliches und beschauliches Leben. Sie gaben der neugewonnenen Heimat den Namen „das glückliche Tal". Der fruchtbare Wiesengrund liefert genügend Früchte und Gemüse zur bescheidenen Nahrung. Die Bhutias halten keinerlei Verbindung mit der Außenwelt. Allein der „Weiße Yogi" verläßt in Abständen von drei bis vier Jahren auf wenige Monate das glückliche Tal, um eine im Himalajastaat Bhutan gelegene Weisheitsschule aufzusuchen und dort Studien in buddhistischer Mystik zu treiben.

Dies ist alles, was Jeshi und seine Begleiter über die geheimnisvolle Gestalt des „Weißen Yogi" in Erfahrung bringen konnten. Übrigens weigerte sich dieser entschieden, der Bitte, ein photographisches Bild von ihm aufzunehmen, zu entsprechen. Die Bergsteiger weilten einige Tage in dem glücklichen Tal und wurden aufs freundlichste verpflegt und betreut. Dann leitete man sie zum Paß zurück mit herzlichen Wünschen für eine glückliche Heimkehr.

Das Erlebnis des glücklichen Tals hat sich den indischen Forschern tief eingeprägt. Jedenfalls ist Jeshi mit seinen Freunden davon überzeugt, daß die Bewohner des von einem Geheimnis umwitterten Hochtals in ihrer Einsamkeit sich vollkommen glücklich fühlen. K. D.



Bunte Chronik



Künstliche „siamesische Zwillinge".

In einem Newyorker Krankenhaus ist soeben eine der gewagtesten Operationen ausgeführt worden. Es handelte sich dabei um die Verbindung der Körper zweier junger Negerinnen, um aus ihnen auf künstlichem Wege „siamesische Zwillinge" zu machen. Es war notwendig, die Hautgewebe, die Bahnen des Blutkreislaufes und die der gesamten Säftezirkulation so zu vereinigen, daß sie für beide Körper gemeinsam funktionieren.

Das eine der beiden Mädchen, Clara Howard, im Alter von 12 Jahren, hatte an der rechten Seite schwere Brandwunden davongetragen. Die Ärzte waren der Meinung, daß das Hautgewebe sich nicht von selbst erneuern würde, und daß eine Hautübertragung in der üblichen Weise hier nicht angewandt werden könnte, weil es sich um eine zu große Fläche handelte, als daß mit einem Erfolg zu rechnen gewesen wäre. So kam man auf die Idee, den Körper von Clara mit dem ihrer jungen Freundin Melvin Bonner, die sich für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte, in der angegebenen Weise zu verbinden, um so die Regenerationskraft der zerstörten Gewebe zu beleben. Es handelte sich also nicht darum, für die Dauer „siamesische Zwillinge" zu schaffen, sondern diese ungewöhnliche Maßnahme ist nur für eine bestimmte Zeit gedacht.

Die Ärzte hoffen, daß sie in fünf Wochen etwa die beiden Mädchen auf operativem Wege wieder trennen können und daß bis dahin das zerstörte Muskel- und Hautgewebe nachgewachsen ist.

Daguerre tanzte „Flic-Flac".

Im kommenden Jahr wird man das hundertjährige Jubiläum der Erfindung der Photographie durch Daguerre feiern können. Daguerre gelangte zu dem Lichtbildverfahren, das seinen Namen berühmt gemacht hat, erst nach einer langjährigen Tätigkeit als Maler. Das ist bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß er auch als einer der besten Tänzer und Akrobaten seiner Zeit einen gewissen Ruf erlangte. Man konnte ihn nicht nur auf den Volksfesten in den öffentlichen Parks den „Flic-Flac" — einen damals beliebten burlesken Tanz — vorführen sehen, er machte auch akrobatische Kunststücke auf dem Seil und nahm es mit manchem Berufsakrobaten auf. Als Maler hat er sich namentlich im Entwurf von Theaterdekorationen hervorgetan, und sein Bestreben, die Lichteffekte, die er auf der Bühne hervorzurufen versuchte, im Bild festzuhalten, hat ihn auf die Versuche gebracht, die schließlich zur Erfindung der Photographie führten.

*

Was Filmstars mit ihrer „ersten Gage" machten.

Auch die beliebtesten Filmstars sind in ihren rein menschlichen Gefühlsäußerungen und Handlungen auch wieder . . . nur menschlich. So kaufte sich Claudette Colbert von ihrem ersten Honorar eine Handtasche, in die sie den Rest des Geldes hineinlegte, Carole Lombard schaffte sich einen Kasten mit allen möglichen Schminken an, Sylvia Sidney machte die erste Anzahlung auf einen Pelzmantel. Maurice Chevalier packte seine betagte Mutter in eine Droschke und besuchte mit ihr einen Pariser Nachtklub nach dem andern, bis das Geld alle war. O'Brien bezahlte eine alte Schuld, die ihn drückte, mit seinem ersten Honorar, Jim Cagney rannte mit seinem ersten Geld nach Carnegie Hall, um dort das erste Philharmonische Konzert seines Lebens zu hören, Mervin Le Roy, der Regisseur, kaufte sich eine Kiste der teuersten Zigarren und . . . Marlene Dietrich eine Violine. Richard Arlen erwarb sich von seiner ersten Gage . . . einen Hund.

*

Vogeltod durch Verkehr.

Im amerikanischen Staat Missouri will man festgestellt haben, daß auf den Landstraßen dieses Gebiets jährlich mindestens 700 000 Vögel durch Automobile getötet werden, in der Hauptsache dadurch, daß sie im Flug vom Kühler oder von der Windschutzscheibe erfaßt werden.



Der Berghase.



„Offen gestanden, wenn wir Gipfelbezwinger nicht da wären, möchte ich wissen, was für einen Zweck die Alpen eigentlich zu erfüllen hätten!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.